**Beteiligungspraxis aus Sicht von**

**jungen Menschen aus der Jugendhilfe**

Vortrag auf der Tagung „Machtausgleich mit allen Mitteln“

vom 22.-23. Mai 2019 in Bad Boll

*(Folie 1)*

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich freue mich, die Perspektive von Betroffenen – also jungen Menschen aus stationärer Jugendhilfe – bei dieser Tagung einbringen zu dürfen. Leider kann ich persönlich nicht anwesend sein kann, da ich jeden Moment mein erstes Kind erwarte. Ich bitte Sie deshalb um Verständnis. Gleichzeitig ist es mir aber ein wichtiges Anliegen, dass diese Perspektive nicht einfach wegfällt. Deshalb habe ich meinen Beitrag mit einer Powerpoint-Präsentation und diesem Text vorbereitet. Esther Peylo wird den Vortrag übernehmen. Vielen Dank an dieser Stelle!

*(Folie 2)*

Nun möchte ich mich Ihnen aber zuerst vorstellen. Mein Name ist Ruth Seyboldt und ich bin Careleaverin. Was ist das? Mit diesem Begriff werden Personen bezeichnet, die in stationärer Jugendhilfe gelebt haben und von dort aus in ein eigenständiges Leben starten. Mittlerweile bin ich 26 Jahre alt und habe mein Bachelor-Studium der Sozialen Arbeit abgeschlossen. Beruflich war ich mehrere Jahre in der stationären Jugendhilfe aktiv und kenne somit nicht nur die Seite der jungen Menschen selbst, sondern auch die der Mitarbeitenden. Zwischenzeitlich habe ich den Arbeitsbereich gewechselt und bin nun in den Freiwilligendiensten tätig. Seit viereinhalb Jahren engagiere ich mich außerdem ehrenamtlich beim Careleaver e.V., seit anderthalb Jahren bin ich dort Vorsitzende. Der Verein setzt sich für die Verbesserung des Übergangs von der Jugendhilfe in die Selbständigkeit ein und stellt eine Lobby für junge Menschen in stationärer Jugendhilfe dar.

*(Folie 3)*

Was ist Beteiligung? Das ist die Ausgangsfrage meines Beitrages. Um uns einer Antwort anzunähern will ich Ihnen zwei Geschichten erzählen.

Die eine ist die einer Freundin aus dem Careleaver-Netzwerk. Nennen wir sie Sandra. Sandra ist gerade 17 Jahre alt und lebt seit vielen Jahren in stationärer Jugendhilfe – erst in einer Pflegefamilie und dann in einer Wohngruppe. Erfolgreich hat sie die mittlere Reife absolviert und träumt davon, Abitur zu machen, um im Anschluss Soziale Arbeit zu studieren. Die Betreuerinnen der Wohngruppe sind unsicher, ob das der richtige Weg für sie ist. Deshalb kümmert sich Sandra eigenständig um einen Schulplatz an einem beruflichen Gymnasium. Voller Elan stürzt sie sich in die schulischen Aufgaben. Bis sie krank wird und für mehrere Monate im Krankenhaus ist. Im Anschluss kommt sie zurück in die Wohngruppe. Es folgt ein Hilfeplangespräch. Die Mitarbeiterin des ASD und auch die Bezugsbetreuerin der Wohngruppe raten ihr davon ab, das Abitur zu machen. Sie hätte zu viel Unterrichtsstoff verpasst. Sandra ist wütend und traurig. Sie sieht nicht ein, warum sie jetzt von ihrem Traum ablassen soll. Doch die Fachkräfte setzen sich durch. Sandra kann nicht dagegenhalten und bricht die Schule ab. Stattdessen soll sie ein berufsvorbereitendes Jahr absolvieren. Doch mit den anderen jungen Menschen dort ist es nicht leicht. Sie sehen wenig Sinn im Schulbesuch – ganz im Gegenteil zu Sandra. Schließlich bricht Sandra das berufsvorbereitende Jahr ab. Von Seiten des Arbeitsamtes und des Jugendamtes wird Sandra in der folgenden Zeit dazu motiviert, eine Ausbildung zu beginnen. Heute ist Sandra Köchin. Der Beruf macht ihr Spaß, aber insgeheim träumt sie noch immer davon, das Abitur nachzuholen und Sozialarbeiterin zu werden.

Die andere Geschichte, die ich Ihnen zum Thema Beteiligung erzählen möchte, ist eine aus meiner eigenen Zeit in der Jugendhilfe. Zu dem Zeitpunkt war ich 19 Jahre alt und lebte in einer Wohngruppe. Wir Jugendlichen hatten viel Spaß daran, an der Playstation Singstar zu spielen. Dieser Spaß ging schlagartig zu Ende, als die beiden Mikrofone kaputt gingen. Wir sprachen also mit den Betreuern, dass wir gerne neue hätten. „Geht nicht. Dafür ist kein Geld da.“ Das war die Antwort. Ich habe das als ziemlich niederschmetternd empfunden und wollte es einfach nicht akzeptieren. „Okay, wenn kein Geld da ist, dann muss ich eben dafür sorgen, dass wir welches bekommen“, dachte ich. Als Gruppe wollten wir deshalb Kuchen backen und auf dem Wochenmarkt verkaufen. Aus dem Erlös sollten dann die neuen Mikrofone bezahlt werden. Gesagt, getan. Einen ganzen Nachmittag standen wir Jugendlichen also in der Küche und backten, was das Zeug hielt. Der Verkauf auf dem Markt lief gut und wir hatten alle viel Spaß. Und schon eine Woche später, hatten wir neue Mikrofone gekauft und konnten wieder gemeinsam singen. Der übrige Erlös wurde zu einer Gruppenkasse. Selbstverwaltet von uns Jugendlichen. Damit wir uns auch etwas gönnen konnten, ohne dass wir bei den Betreuern das Geld dafür erbitten mussten.

Was ist also Beteiligung? Mitreden und dann doch überstimmt zu werden – wie in der ersten Geschichte? Oder selbst gestalten – wie in der zweiten Geschichte? Die Frage ist schwierig. Deshalb erstmal ein kurzer Blick in die Theorie.

*(Folie 3.1)*

Die Grafik zeigt die sog. „Leiter der Beteiligung“. Diese wird von verschiedenen Forschern immer wieder so oder so ähnlich angeführt. Deshalb will auch ich sie Ihnen nicht vorenthalten. Auf den beiden untersten Stufen sind zwei Formen der Nicht-Beteiligung dargestellt – die Instrumentalisierung und die Anweisung. Diese sind nicht per se als negativ zu bewerten. So macht die Anweisung einer bestimmten Tätigkeit durchaus Sinn – wie beispielsweise die Bearbeitung der Hausaufgaben. Es geht dabei nicht darum, den jungen Menschen nach seiner Meinung zu fragen oder ihm möglichst viel Freiraum zu bieten. Stattdessen geht es darum, dass er auch lernt, sich an Gegebenheiten anzupassen. Gleichzeitig will ich unbedingt darauf hinweisen, dass diese beiden Arten des Umgangs mit jungen Menschen auch zu heftigem Widerstand auf deren Seite führen kann – insbesondere dann, wenn der Alltag primär von Nicht-Beteiligung gekennzeichnet ist.

Auf der Leiter der Beteiligung folgen dann drei Vorstufen der Beteiligung: Information, Anhörung und Einbeziehung. Während meiner Zeit in der Jugendhilfe – sowohl als Jugendliche als auch als Mitarbeiterin – hatte ich den Eindruck, dass diese Formen von den Fachkräften gerne schon als Beteiligung deklariert werden. Das für mich krasseste Beispiel dafür war, als ich bei einem Vorstellungsgespräch in einer Einrichtung war und den Einrichtungsleiter danach fragte, was sie in Bezug auf Beteiligung in ihrer Einrichtung tun. Er erklärte mir dann, dass es klare Regeln gäbe. Zum Beispiel, dass ein Jugendlicher, der abhaut, zwei Wochen lang kein Taschengeld erhält. In dem Gespräch war ich von dieser Antwort völlig irritiert. Aber mit Blick auf die Leiter der Beteiligung kann man sie versuchen, zu erklären: Das Regelwerk (das ich jedoch als „starr“ und nicht als „klar“ bezeichnen würde) ist allen Kindern und Jugendlichen der Einrichtung bekannt. Sie sind also darüber informiert. Wenn sie sich trotzdem „falsch“ verhalten, wissen sie ja welche Konsequenz auf sie zukommt. Aber beteiligt sind sie nicht.

Auch Hilfeplangespräche – das gesetzlich verankerte Beteiligungsinstrument – schaffen es häufig nicht über die Vorstufen der Partizipation hinaus. Sie kennzeichnen sich – meiner Erfahrung nach – meist durch Phasen der Anhörung. Das lässt sich daran erkennen, dass die Kinder und Jugendlichen dann befragt werden. Zum Beispiel: „Wie läuft es denn in der Schule?“ Ich fand als Jugendliche diese Fragen immer doof. Entweder habe ich sie gar nicht beantwortet oder nur sehr knapp. Weil mir war klar: Es ist egal, was ich sage – am Ende entscheiden sowieso die Erwachsenen. Hin und wieder wird der junge Mensch bei Hilfeplangesprächen auch einbezogen. Ich wage zu behaupten, insbesondere dann, wenn die Fachkräfte nicht sofort eine Lösung parat haben. Dann wird der Jugendliche gefragt: „Und was sollen wir deiner Meinung nach tun?“ Auch diese Fragen habe ich während meiner Zeit in der Jugendhilfe meist eher pampig beantwortet. Weil ich nicht geglaubt habe, dass meine Meinung wirklich zählt. Ich habe mich in dem „Wir“ nicht inbegriffen gefühlt. Es war eher der Eindruck, dass die Frage ist: „Was sollen wir Erwachsene deiner Meinung nach tun?“ Es war für mich kein gemeinsames Handeln. Stattdessen hatte ich die Erfahrung gemacht: Am Ende macht ihr (Erwachsene) doch sowieso das, was ihr (Erwachsene) für richtig haltet.

Beteiligung hat also etwas mit Bestimmen zu tun. Das lässt sich auch sofort an den folgenden drei Stufen erkennen: Mitbestimmung, teilweise Entscheidungskompetenz, Entscheidungsmacht. Es geht also darum, dass die Meinung des jungen Menschen genauso viel zählt wie die der Erwachsenen. Dass er nicht einfach überstimmt wird. Sondern dass es einen ehrlichen Aushandlungsprozess gibt. Auf Augenhöhe also. Das klingt schwierig – und ist es auch. Was genau dafür wichtig ist, schauen wir uns gleich an.

Zunächst aber noch ein paar Worte zur letzten Stufe der Leiter der Beteiligung: die Selbstorganisation. Kann das überhaupt funktionieren? Ja. Ein Beispiel dafür ist der Careleaver e.V. Dieser entstand aus einem Forschungsprojekt der Universität Hildesheim heraus. Im Rahmen des Projektes waren Careleaver an den zentralen Entscheidungen beteiligt. Schließlich haben die Careleaver selbst beschlossen, einen Verein zu gründen – und damit unabhängig von der Universität Hildesheim zu werden. Der Verein ist selbstverwaltet und -organisiert und nicht mehr von Wissenschaftlern initiiert und gestaltet. Ich persönlich bezeichne diese Stufe der Leiter der Beteiligung als eine hohe Kunst und nur sehr schwer zu erreichen. Sie steht deshalb nicht weiter im Mittelpunkt. Lassen Sie uns stattdessen auf die drei Stufen der Partizipation zurückkommen.

*(Folie 4)*

Dazu ist zunächst die Frage zu stellen: Wozu ist Beteiligung wichtig? Um diese Frage zu klären, möchte ich eine Frage an Sie richten: Was wollen Sie mit Ihren pädagogischen Bemühungen beim jungen Menschen erreichen? Was ist das Ziel Ihrer Arbeit? Ich bitte Sie, sich jetzt kurz mit Ihrem Nachbarn oder Ihrer Nachbarin zu dieser Frage auszutauschen.

*(kurze Phase Murmelgruppen)*

Diese Frage stelle ich sehr gerne. Sie führt uns zurück auf unsere Ideale. Unsere Hoffnungen und Ziele. Das, was wir mit unserem Handeln beim Anderen bewirken möchten. Es zeigt, dass die Fachkraft ein Ziel verfolgt – unabhängig davon, was der junge Mensch oder seine Familie möchte. Was ist es also, das Sie antreibt? Was möchten Sie beim jungen Menschen bewirken? Zu welchen Punkten kamen Sie mit Ihrem Nachbarn?

*(Punkte ansprechen lassen)*

[15 Minuten]

Ich habe ein paar Antworten notiert, die mir bei dieser Frage schon häufiger begegnet sind.

*(Folie 4.1)*

Selbstwert spielt dabei eine zentrale Rolle. Der junge Mensch soll lernen, dass er wertvoll ist – und zwar ohne, dass er etwas dafür tun muss. Er soll Selbstvertrauen erlernen. Ein Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten. Eine Kenntnis der eigenen Stärken. Und die Fähigkeit, diese Stärken gezielt einzubringen. Oder der Heranwachsende soll sich selbstwirksam erleben. Dass er erfährt, dass er mit seinem Handeln sein Leben aktiv beeinflussen und gestalten kann. Dass er diesem nicht einfach nur ausgeliefert ist.

Eine andere Antwort, die auf die Frage nach dem Ziel des pädagogischen Handelns gerne genannt wird, ist die der „eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit“. Sie verweist uns auf § 1 SGB VIII. Das ist das gesetzlich definierte Ziel der Kinder- und Jugendhilfe. Drei zentrale Aspekte also: 1. Eigenverantwortung. Der Heranwachsende soll Verantwortung für sich und sein Tun übernehmen. Er soll gut für sich sorgen können. Und er soll lernen, die Konsequenzen einer Handlung oder eines Unterlassens vorab abzuwägen und eine reflektierte Entscheidung zum eigenen Wohl zu treffen. Aber auch zum Wohl seiner Mitmenschen, wie der zweite Aspekt zeigt – Gemeinschaftsfähigkeit. Der junge Mensch ist fähig, sich in eine Gemeinschaft von Menschen zu integrieren. Das bedeutet, dass er lernt, die Gemeinschaft im Blick zu haben und die eigenen Bedürfnisse auch mal denen der Gemeinschaft hintenanzustellen. Der Heranwachsende soll die gesellschaftlichen Normen kennen und auch Regeln akzeptieren. Diesen soll er sich zugleich aber auch nicht einfach nur unterordnen. Das betont der dritte Begriff – Persönlichkeit. Der Heranwachsende kann Stellung beziehen und kann sich wehren. Er kennt seine Rechte und tritt für diese ein. Er hat Ideale entwickelt, an denen er sich orientiert – wie zum Beispiel Gerechtigkeit.

*(Folie 4.2)*

Zusammengefasst lässt sich also festhalten, dass Sie dem jungen Menschen Kompetenzen mit auf den Weg geben möchten, dass er sein Leben eigenständig und eigenverantwortlich gestalten kann. Sie möchten den jungen Menschen darauf vorbereiten, selbst Entscheidungen zu treffen und dafür gerade zu stehen. Und genau dafür braucht es Beteiligung.

*(Folie 4.3)*

Beteiligung ist ein aktives Üben dieser Kompetenzen, die Sie gerne fördern möchten. Wie sonst – wenn nicht über Beteiligung – wollen Sie das Ziel Ihres pädagogischen Handelns erreichen? Wenn Sie den Heranwachsenden die Möglichkeit geben, Entscheidungen zu treffen – also mitzubestimmen und damit beteiligt zu sein, dann ist der junge Mensch gezwungen, sich mit den Konsequenzen seines Tuns und Lassens auseinanderzusetzen. Mit jedem Entscheidungsprozess lernt er dazu. Und entwickelt genau die Kompetenzen, die Sie als Ziel Ihres Handelns betrachten.

Doch was hat das Ganze mit Beschwerde zu tun? In welchem Zusammenhang steht es mit Ombudschaft? Warum braucht genau dieses Thema hier bei dieser Tagung einen Platz? Die Ziele, die Sie mit Ihrem Handeln verfolgen, also die Kompetenzen, die Sie fördern möchten, sind normativ. Es geht darum, was Sie möchten. Die Frage ist nicht, was der junge Mensch will. Und genau das stellt die Verbindung zum Thema Beschwerde dar.

*(Folie 4.4)*

Beschwerdemöglichkeiten sind ein Ausgleich zu den von Ihnen verfolgten, normativen Zielen und Kompetenzen. Wenn Sie Beteiligung ernst nehmen, kann es passieren, dass Sie Meinungsverschiedenheiten mit dem jungen Menschen feststellen. Er verfolgt andere Ziele als sie. Er will etwas Anderes lernen. Der Heranwachsende reibt sich mit und an Ihnen. Das ist anstrengend. Aber im Grunde ist es gut. Letztlich entspricht es Ihrem Ziel. Dass der Heranwachsende sich positionieren kann. Folglich müssen Sie ihm auch die Möglichkeit einräumen, sich zu beschweren. Beteiligung kann nur funktionieren, wenn es auch ein funktionierendes Beschwerdesystem gibt. Es sind zwei Seiten einer Medaille, die sich gegenseitig bedingen. Beteiligung ohne Möglichkeit zur Beschwerde fehlt ein zentraler Baustein. Die jungen Menschen können nicht auf Ihre Bedürfnisse und Rechte hinweisen. Andersherum werden Beschwerdemöglichkeiten nicht oder zumindest nur selten genutzt, wenn in einer Einrichtung Beteiligung keine Rolle spielt. Hier fehlt es den Heranwachsenden an der Kenntnis ihrer Rechte und die Wahrnehmung der eigenen Bedürfnisse. Es braucht also beides – Beteiligungs- und Beschwerdemöglichkeiten.

An dieser Stelle möchte ich noch auf das Schlüsselwort des „funktionierenden“ Beschwerdesystems eingehen. In der Wohngruppe, in der ich als Jugendliche gelebt habe, wurde für Beschwerden ein sog. „Kummerkasten“ eingeführt. Das war ein Briefkasten, der gegenüber des Mitarbeiterbüros an der Wand angebracht wurde. Im Gruppenabend erklärten uns die Betreuer, dass wir dort unsere Beschwerden anonym per Brief einwerfen könnten. Zwei Betreuerinnen würden den Briefkasten leeren und dann das Thema mit in den nächsten Gruppenabend einbringen. So die Theorie. Ich fand das sehr spannend. Aber irgendwie auch undurchdacht. Der Briefkasten gegenüber des Betreuerzimmers. Damit würden ja nicht nur die Betreuer mitbekommen, wer wann etwas einwirft, sondern durch die zentrale Lage in der Wohngruppe natürlich auch mindestens ein anderer Jugendlicher. Und durch das vermutlich darauffolgende Lauffeuer wüssten es innerhalb der kürzesten Zeit bestimmt alle Jugendlichen. Außerdem: Ein anonymer Brief? Jeder Betreuer kannte die Handschrift von jedem Jugendlichen. Und ein Ausdruck eines am Computer geschriebenen Textes war nur bei den Mitarbeitern im Büro möglich. Unter Aufsicht. Also doch nicht anonym.

In den folgenden Wochen wartete ich darauf, dass vielleicht jemand, etwas in den Briefkasten warf. Aber es kam nichts. Also musste ich den Kummerkasten doch selbst ausprobieren. Ich kaufte eine Packung Merci, versah sie mit einem kleinen handgeschriebenen Dankesbrief und warf sie abends leise in den Briefkasten – während alle anderen schon in ihren Zimmern waren und die Türe zum Büro zu war. Dann wartete ich. Und wartete. Über mehrere Wochen passierte nichts. Der Briefkasten wurde einfach nicht geleert. Ich war schon frustriert. Bis es dann bei einem Gruppenabend endlich hieß, dass im Kummerkasten ein Brief war. Die Betreuerin wusste natürlich, dass er von mir war. Sie schaute mich an und bedankte sich. Ich freute mich, ihnen mit der Schokolade und dem Brief eine Freude gemacht zu haben. Aber eines wusste ich auch: Den Kummerkasten würde ich niemals für eine Beschwerde verwenden. Es fehlt an Anonymität und der schnellen Beantwortung der Beschwerde.

Für ein funktionierendes Beschwerdesystem müssen Sie sich also über genau diese Dinge Gedanken machen. Und eine Lösung finden. Dass das nicht leicht ist, dessen bin ich mir bewusst.

Zusätzlich sollte das interne Beschwerdesystem um ein externes erweitert sein. Denn manche Dinge lassen sich intern einfach nicht (mehr) klären – zumindest aus der Sicht von jungen Menschen. Die Person, an die sich diese wenden können, muss ihnen dabei persönlich bekannt und vertraut sein. Sonst wird sie nicht kontaktiert. Eine Kontaktaufnahme muss schnell und unkompliziert möglich sein. Ohne dass ein junger Mensch zum Beispiel bei den Betreuern nach einem Telefon fragen muss und/oder in deren Anwesenheit telefonieren muss. Die Kontaktperson muss jede Beschwerde ernst nehmen und schnellstmöglich darauf reagieren. Das sind viele und schwierige Voraussetzungen. Aber es lohnt sich, sich auf den Weg zu machen.

*(Folie 5)*

Und das führt mich zur letzten Frage: Wie kann Beteiligung funktionieren? Was braucht es dafür?

Im roten Kasten habe ich ein paar Befürchtungen notiert, die bei Mitarbeitenden immer wieder auftauchen, wenn es um das Thema Beteiligung geht. Manchmal werden sie so oder so ähnlich ausgesprochen. Aber häufig sind sie verdeckt und lassen sich nur erkennen, wenn man sich auf die Suche begibt, warum Beteiligung in einem bestimmten Fall nicht klappt. Im grünen Kasten sind diesen Befürchtungen alternative Denkanstöße gegenübergestellt. Sie sollen Mitarbeitenden helfen, sich auf den Prozess der Beteiligung einzulassen.

„Ich will dich vor einer „falschen“ Entscheidung bewahren.“ Das wollten Ihre Eltern bestimmt auch für Sie. Und trotzdem mussten sie ertragen, dass Sie Ihre eigenen Entscheidungen treffen. Im Rückblick würden Sie bestimmt auch bei der ein oder anderen Entscheidung sagen, dass diese nicht besonders gut war. Aber sie gehört dazu, diese Entscheidung. Sie gehört zu Ihrem Leben und war eine wichtige Erfahrung für Sie. Sie haben daraus gelernt. Und so möchte ich Sie dazu ermutigen, auch den Kindern und Jugendlichen in stationärer Jugendhilfe, diese Lernerfahrungen zuzutrauen und zuzumuten. Da muss man sich selbst als Erwachsener immer wieder zurücknehmen und auch Fehlentscheidungen ertragen. Sehen Sie es als Lernprozess. Nicht nur für die Heranwachsenden, sondern auch für Sie selbst.

Ähnlich ist der Gedanke „Ich weiß doch, was gut (für dich) ist“. Ich kann Ihnen nur sagen, „Nein, das wissen Sie nicht“. Ich bin mit 17 Jahren aus der Wohngruppe ausgezogen, weil ich mich in dem engen Setting nicht mehr wohl gefühlt habe. Alle Fachkräfte waren dagegen. Und trotzdem haben sie sich darauf eingelassen. Und es war gut für mich. Dieser Lernprozess. Nach vier Monaten habe ich nämlich festgestellt, dass ich doch mehr Unterstützung brauchte, als es ambulant möglich war. Und so bin ich wieder in die Wohngruppe eingezogen. Und konnte mich auf die Hilfe einlassen. Der Schritt raus war somit ein zentraler. Es geht also darum, sich auf den Weg einzulassen, den der junge Mensch gehen will. Mit allen Um- und Irrwegen. Abbrüchen und Baustellen. Höhen und Tiefen. Einen jungen Menschen zu begleiten ist ein Abenteuer. Und nicht einfach nur ein Job.

Manchmal kommt auch – ebenfalls ähnlich, deshalb habe ich es hier nicht extra aufgeführt – die Befürchtung „Diese Entscheidung ist viel zu wichtig, als dass ich einen Jugendlichen (mit seiner kaum vorhandenen Lebenserfahrung) daran beteiligen könnte“. Das entgegneten mir beispielsweise Kommilitonen, als ich sie auf die Beteiligung von Heranwachsenden bei der Mitarbeiterauswahl ansprach. Mit genau diesem Gedanken wird Beteiligung verhindert. Es kommt zu keinem Aushandlungsprozess mehr. Dafür müsste man sich auf Augenhöhe begegnen. Und so möchte ich Sie dazu ermutigen, sich immer wieder auf Augenhöhe mit den Kindern und Jugendlichen zu begeben. Und eines kann ich Ihnen jetzt schon verraten: Es wird garantiert anders, als Sie es sich vorstellen. Deshalb: Machen Sie sich frei von Ihren Erwartungen und stürzen Sie sich in das Abenteuer der Beteiligung.

Eine andere Befürchtung, die tatsächlich auch immer wieder eine Rolle spielt, ist die der Zeit. Manche Entscheidungen müssen schnell getroffen werden. Ist es da nicht gut, wenn ein Erwachsener diese mit seiner Weitsicht trifft und damit wesentliche Weichen für ein gelingendes Leben stellt? Bestimmt. Aber nicht immer. Nehmen Sie sich die Zeit, die es braucht. Beteiligung heißt, sich auf den Weg machen. Ziele und Hürden offenlegen. Demokratisch aushandeln. Verhandeln. Das braucht Zeit. Aber unsere Zeit ist das einzige, was wir den jungen Menschen geben können. Deshalb: Schenken Sie Zeit für Beteiligung!

Und schließlich habe ich noch einen Punkt aufgeführt, der Beteiligung strukturell verhindern kann: Wenn Mitarbeitende keine Möglichkeiten haben, sich an der Weiterentwicklung der Einrichtung zu beteiligen, sondern einfach nur ihren Job machen und auch machen sollen, dann werden sie auch den Heranwachsenden keine Möglichkeiten zur Beteiligung einräumen. Ich bitte Sie: Geben Sie eine Führung ohne Einflussmöglichkeit nicht einfach an die Heranwachsenden weiter. Machen Sie sich bewusst, was Sie sich wünschen würden und beschenken Sie damit die Erwachsenen von morgen. Sie werden es Ihnen danken.

*(Folie 6)*

Als Fazit bleibt schließlich festzuhalten: Beteiligung ist eine Haltungsfrage. Jeder einzelne Mitarbeitende sollte sich über seine Befürchtungen in Bezug auf Beteiligung bewusst werden und diese reflektieren. Jeder Mitarbeitende sollte sich darüber im Klaren sein, was ihn zumindest hin und wieder davon abhält, Kinder und Jugendliche zu beteiligen. Und er sollte für sich Ideen entwickeln, wie er den Mut für Beteiligung fassen kann.

Ebenso ist Beteiligung aber auch eine Aufgabe der Einrichtung als Ganzes. Es geht darum ein Klima zu schaffen, bei dem Beteiligung ganz selbstverständlich dazu gehört – und zwar auf allen Ebenen. Nicht nur die Beteiligung von Kindern und Jugendlichen, sondern auch die von Mitarbeitenden und Familien. Beteiligung kann nicht implementiert werden, sie muss gelebt werden. Selbstverständlich sein. Und vielleicht haben wir dann in ein paar Jahren flächendeckend Kinder- und Jugendparlamente, die ernstgenommen werden und mitreden dürfen. Denn können tun sie es!

*(Folie 6.1)*

Abschließend kann ich mich nur noch bei Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit bedanken und hoffe, dass Sie inspirierende Impulse aus diesem Vortrag für Ihre Praxis mitnehmen können. Bei Fragen können Sie mich auch gerne per E-Mail kontaktieren – es kann jedoch sein, dass Sie ein wenig auf eine Antwort warten müssen. Das bitte ich Sie, mir nachzusehen!

[Falls noch Zeit ist: Diskussion – „Was machen Sie mit der Erkenntnis, dass es primär um Haltung geht?“]